

Hallo, liebe Schülerinnen und Schüler,

ich heiße Ida Arend und habe im Jahr 2017 mein Abitur am Leibniz-Gymnasiums St. Ingbert, UNESCO-Projektschule, gemacht. Ich stand vor derselben Frage wie so viele meiner Altersgenossen: Was mache ich nach meinem Abitur? Ich habe die Frage relativ lange vor mir hergeschoben, weil ich keine Lust hatte, Motivationsschreiben aufzusetzen und mich durch Berge von Angeboten zu wühlen, um das für mich Richtige zu finden. Aber da ich auf keinen Fall direkt studieren wollte, habe ich mich dann im Januar auf die Suche nach einer alternativen Möglichkeit gemacht. Mein Budget war eher knapp bemessen, ich wollte gerne ins Ausland und am liebsten so etwas Ähnliches wie ein FSJ machen. Man findet zuerst einmal ganz viele richtig teure Angebote für drei Monate. Ich habe aber nicht verstanden, warum ich dafür bezahlen soll, dass ich irgendwo arbeiten darf, und war erst einmal frustriert. Bis ich dann über Umwege von dem „weltwärts“ Programm erfahren habe. Es gibt verschiedene Organisationen, die über das Programm „weltwärts“ laufen; d.h. 25% der Kosten, die für dein FSJ im Ausland anfallen, werden von der Organisation übernommen und 75% von „weltwärts“. Das ist möglich, weil das Bundesministerium für Entwicklung und Zusammenarbeit dieses Programm unterstützt. Die einzigen Kosten, die für dich anfallen, sind die Kosten für die Impfungen, die jedoch gegebenenfalls von der Krankenkasse zurückerstattet werden. Korrekt nennt man diese Art von FSJ „entwicklungspolitischen Freiwilligendienst“. Man ist aber gehalten, die 25%, die für die Organisation anfallen, durch Spenden wieder hereinzuholen, aber es darf eigentlich kein unüberwindliches Problem sein, wenn man es nicht schafft. Darauf sollte man bei der Wahl der Organisation achten. Die „weltwärts“-Programme dauern alle ein Jahr, sobald man einen kürzeren Aufenthalt wählt, kommen sehr viel mehr Kosten auf einen zu. Ich war mir zuerst auch sehr unsicher, ob ich wirklich ein ganzes Jahr von zu Hause weg sein möchte, aber dann dachte ich mir: Ich will es zumindest versuchen. Im Endeffekt war das die richtige Entscheidung, da man sich erst nach einem halben Jahr wirklich eingelebt hat, und es würde sich für mich falsch anfühlen, dann direkt wieder heimzufahren.

Ich bin jetzt seit vier Monaten in Ruanda und mir kommen die acht Monate, die ich noch hierbleiben werde, richtig kurz vor. Und selbst wenn ich nach drei Monaten gesagt hätte, dass ich sofort wieder heim will, wäre das immer noch besser gewesen, als es aus Angst gar nicht erst zu versuchen.

Jetzt komme ich zu einem Punkt, der mir sehr wichtig ist: Man muss sich darüber im Klaren sein, dass ein FSJ in einem Schwellen-oder Entwicklungsland in erster Linie für einen selbst ein Gewinn ist. Man ist in diesen Ländern weder eine sehr große Hilfe noch verändert man die Situation der Menschen oder rettet die Welt, um es überspitzt auszudrücken. Dabei beziehe ich natürlich auch mich ein. Ich bin eine Abiturientin, die nichts Richtiges gelernt hat. Deswegen sollte man auch bei der Wahl seines Projekts genau überlegen, was man machen will, und sich schon vorher mit den eventuell damit verbundenen Problemen auseinandersetzen. Ich gebe nur Förderunterricht, also nehme ich keinem Einheimischen, der studiert hat, den Arbeitsplatz weg. Das ist nämlich einer der Kritikpunkte am entwicklungspolitischen Freiwilligendienst. Man sollte sich auch darüber im Klaren sein, mit welchem Privileg wir nur durch unseren deutschen Reisepass ausgestattet sind. Denn der Austausch zwischen Ruanda und Deutschland ist eigentlich nicht wirklich zweigleisig. So gern Deutschland auch Freiwillige in „Entwicklungsländer“ schickt, es kommen eher wenige Menschen von dort als Freiwillige in unser Land.

Dennoch finde ich die Möglichkeiten, die einem der entwicklungspolitische Freiwilligendienst bietet, gut und wichtig; schon allein deshalb, um Vorurteile gegenüber afrikanischen Ländern abzubauen. Das ist schon einmal das Erste, das ich hier gelernt habe: ich bin nicht nach Afrika, sondern nach Ruanda gegangen, eins der 55 Länder auf diesem Kontinent, in dem jedes Land eine andere Kultur hat.

Ruanda

Das Erste, das ich über Ruanda gehört habe, war der Genozid. Als mich die Leute fragten, was ich nach dem Abitur machen wollte, und ich antwortete „Ich gehe für ein Jahr nach Ruanda“, war einer der Kommentare „Warum gehst du denn ausgerechnet ins schlimmste Land auf der Welt?“ Ich gebe ehrlich zu: Ich hatte vorher auch keine Ahnung von Ruanda, deshalb schon einmal vorab mein Rat: Informiert euch selbst und gründlich.

Ich lebe jetzt seit vier Monaten hier und wohne in Musanze, einer Stadt im Norden. Alles, was ich jetzt schreibe, gilt auch nur für die Städte und nicht für die Dörfer, da dort eine viel größere Armut herrscht. In Musanze laufe ich nachts alleine nach Hause, ich nehme mir auch nachts ein Taxi und fühle mich dabei immer genauso sicher wie in Deutschland. Wenn man sein Handy und seinen Geldbeutel in der Hosentasche aufbewahrt, wird einem nichts geklaut. Der Sicherheitsaspekt hat mir sehr geholfen, mich hier gut einzuleben.

Was ich auch oft gehört habe, war: „Du als Frau gehst dort ganz allein hin?“

Zu der Frage „Als Frau allein in Ruanda“ zunächst einmal Folgendes: Der Equal-pay-day (für alle, die ihn nicht kennen: der Equal-pay-day zeigt an, wie lange eine Frau länger arbeiten müsste, um so viel zu verdienen wie ein Mann in einem Jahr) liegt in Ruanda im Januar und in Deutschland im März. Damit will ich deutlich machen, dass wir einem Land, das als Entwicklungsland eingestuft ist, nicht automatisch überlegen sind.

In Ruanda sitzen mehr Frauen im Parlament als in Schweden.

Trotzdem sollte man sich natürlich mit der Geschichte Ruandas auseinandersetzen, die eng mit dem Genozid verwoben ist. Man fragt hier niemanden nach seiner Ethnie, erst wenn man sich wirklich sehr gut kennt. Die Wörter Hutu und Tutsi sagt man niemals in der Öffentlichkeit, da es einfach ein Tabuthema ist und die Wörter in Kinyarwanda (der Landessprache) genau so klingen wie im Deutschen. Wenn wir über den Genozid reden, benutzen wir untereinander auch nur Wörter wie „Völkermord“, „Mehrheit“ und „Minderheit“. Aber ich habe hier sehr viele junge Leute kennengelernt, die einfach genervt davon sind, dass jeder Ausländer immer nur an den Genozid denkt, wenn er Ruanda hört, und nicht an die positiven Seiten des Landes. Vor allem unter den jungen, gebildeten Leuten herrscht eine große Motivation, ihr Land positiv zu verändern, und man spürt eine Art „Aufbruchsstimmung“, wenn man mit Studenten spricht.

Nachdem ich Ruanda jetzt so sehr gelobt habe, will ich aber die negativen Aspekte ebenfalls erwähnen, denn dieses Land wird von Kagame regiert, einem Präsidenten, den man auf keinen Fall als Demokraten bezeichnen kann. In den Medien kann man sich nicht so recht einigen, ob man ihn jetzt wirklich schon als Diktator bezeichnen sollte. Meinungs- und Pressefreiheit sind hier nicht gegeben. Und der Umgang mit Obdachlosen und Straßenkindern in Kigali ist schrecklich. Trotzdem steht die Mehrheit der Bevölkerung hinter dem Präsidenten, da er vor allem in Städten eine bessere Trinkwasser- und Nahrungsversorgung geschaffen hat und es in dem Land auch wirtschaftlich bergauf geht. Obwohl die Arbeitslosenzahlen hoch sind und viele Menschen nach ihrem Studium keinen Arbeitsplatz finden, kommen Leute aus dem Kongo und aus Burundi, um in Ruanda Arbeit zu finden. Und vor allem die Ruander, die den Genozid miterlebt haben, sehen Kagame immer noch als Friedens- und Stabilitätsbringer an. Da die Menschen miterlebt haben, wie in drei Monaten fast eine Million Menschen getötet wurde, kann man den Wunsch nach Sicherheit durchaus verstehen, die Kagame gewährleistet. Von den Menschenrechtsverletzungen bekomme ich allerdings nichts mit und ich persönlich bin auch nicht eingeschränkt, weil man als Ausländer einen Sonderstatus genießt.

Ruanda ist das einzige ostafrikanische Land, in dem Homosexualität nicht unter Strafe steht. Trotzdem ist es gesellschaftlich überhaupt nicht akzeptiert, aber ich habe hier auch schon Leute kennengelernt, mit denen ich darüber reden, aber vor allem auch streiten konnte. Es gibt auch bei diesem Thema aufgeschlossene tolerante Menschen. In Kigali gibt es auch Vereine, in denen sich Homosexuelle organisieren und sich für ihre Rechte stark machen.

Als Weiße/Weißer in Ruanda

Ich habe mir in Deutschland nie Gedanken über meine Hautfarbe gemacht, die hier aber ein Riesenthema ist. Man ist die/der Umuzungu, was eigentlich mal Reisender bedeutet hat, aber mittlerweile als Synonym für Weiße/Weißer steht. Das hat mich am Anfang total genervt. Leute auf der Straße rufen einem „Umuzungu“ hinterher, oder sie kommen auf einen zu und wollen reden, nur weil man weiß ist. Kinder rufen „Give me money“, Erwachsene reiben sich den Bauch und halten ihre Hand auf, damit du Geld hineinlegst, weil du ja weiß bist - also auch reich. Meine Hautfarbe kam mir anfangs wie eine Mauer vor, die mich vor den Menschen hier abschirmt, aber das Gefühl hat sich nach ungefähr einem Monat gelegt und mittlerweile höre ich einfach nicht mehr hin oder winke den Leuten kurz zu. Denn eigentlich wollen die Meisten nur kurz deine Aufmerksamkeit. Ich beziehe dieses „Umuzungu“ mittlerweile nicht mehr auf mich persönlich, sondern auf das, was ich verkörpere. Ich verkörpere Europa, Wohlstand, Essen, Trinken, also einfach ein besseres Leben, von dem viele hier träumen und im Gegensatz zu den meisten hier habe ich im Vergleich ja auch wirklich viel Geld. Wenn ich aber mal genervt bin von Kindern, die auf mich zu rennen und die ganze Zeit sagen, dass sie Geld von mir wollen, sage ich dann einfach auf Kinyarwanda, dass ich auch Geld haben möchte und dass sie mir jetzt bitte Geld geben sollen, dann sind die meisten so verwundert, dass sie einfach gar nichts mehr sagen. Natürlich habe ich Mitleid mit den Kindern und Erwachsenen, aber das Problem ist, dass ich auch kein Geld mehr hätte, wenn ich jedem etwas geben würde, der mich danach fragt. Und außerdem will ich auch nicht das Klischee vom reichen Weißen, der mit Geld um sich wirft, bestätigen. Wenn ich Essen übrig habe, gebe ich ihnen das oder ich kaufe manchmal extra ein paar Lollis und gebe diese dann den Kindern. Solche Dinge muss aber jeder für sich klären und die Lösung finden, mit der man am besten klar kommt.

Mittlerweile habe ich auch Ruander kennengelernt, mit denen ich darüber sprechen kann und die mir dann auch nochmal eine andere Sichtweise aufzeigen. Trotzdem ist für mich die Kinderarmut ein großes Thema, das mich immer wieder mitnimmt und mit dem ich mich auch das ganze Jahr über immer wieder auseinandersetzen muss, aber die Auseinandersetzung mit Armut, schlechter Versorgung und hoher Arbeitslosigkeit gehört meiner Meinung nach zu einem entwicklungspolitischen Freiwilligendienst dazu.

Meine Arbeit

Ich gebe Förderunterricht in Englisch für die Batwas; das ist eine Ethnie, die vor ungefähr 25 Jahren noch im Regenwald gelebt hat und sich noch nicht richtig in die Gesellschaft eingegliedert hat. Hier ist die Prügelstrafe leider immer noch an der Tagesordnung, aber ich habe für mich entschieden, mich in der Schule nicht einzumischen. Es gibt Dinge, die müssen sich meiner Meinung nach in einer Gesellschaft entwickeln, und es ist schwer, von außen einzugreifen, vor allem, wenn man nur ein Jahr da ist.

Mein Leben und Wohnen

Meiner Meinung nach findet man in Ruanda schnell Anschluss, wenn man auf die Menschen zugeht. Vor allem in Kigali (der Hauptstadt) lernt man über Veranstaltungen schnell Leute kennen. Ich finde es zum Beispiel spannend, mit Leuten zu reden, die gläubig sind. Eine Religion ist hier wie die Luft zum Atmen, also ganz selbstverständlich und notwendig, und wenn ich dann mit den Leuten als Atheistin darüber spreche, ist es total interessant. Ich sage aber meistens, dass ich katholisch bin, da man vor allem auf dem Dorf sonst glaubt, dass ich vom Teufel besessen bin, und das möchte ich vermeiden.

Wenn man einen entwicklungspolitischen Freiwilligendienst machen möchte, muss man sich darüber im Klaren sein, dass man für eine gewisse Zeit nicht den gewohnten Lebensstandard haben wird. Keiner der Freiwilligen hat warmes Wasser und ich hätte auch nie gedacht, dass ich einmal froh sein werde, dass meine Wohnung eine Toilette mit Spülung hat, denn es gibt auch Freiwillige, die nur ein Plumpsklo haben und kein fließendes Wasser. Aber je nachdem, wo man wohnt, ist es normal, dass der Strom ausfällt oder das Wasser mal nicht funktioniert. Wenn man das weiß, stellt man sich darauf ein und dann ist das kein Problem. Aber trotzdem freue ich mich dann, wenn wieder warmes Wasser aus der Dusche kommt!

Ich kann nur von Ruanda sprechen, aber ich denke, dass ein Freiwilligendienst eine wirklich gute Möglichkeit ist, wenn man den Wunsch verspürt, erst einmal ins Ausland zu gehen. Man lernt sehr viel über sich selbst und man lernt vor allem sehr viel von dem zu schätzen, was man hat.

Wenn ich mir unsicher war, ob ich wirklich ein ganzes Jahr ins Ausland gehen soll, habe ich mir immer gedacht, dass es viele Menschen gibt, die bereuen, kein Auslandsjahr gemacht zu haben, aber ich habe noch von niemandem gehört, dass er es bereut hat, eins zu machen.

Wenn ihr noch Fragen zu Bewerbung oder Kosten habt oder ihr euch vielleicht auch einfach mit jemandem austauschen wollt, könnt ihr mich gerne kontaktieren. Meine E-Mail Adresse ist ida.arend1@web.de . Und noch ein letzter Tipp: Ich war viel zu spät dran mit meiner Bewerbung, bewirbt euch lieber früher, dann habt ihr auch mehr Auswahl bei den Stellenangeboten.



